

Die Transformation der Sichtbarkeitsordnungen

Vom disziplinären Blick zu den kompetitiven Singularitäten

Andreas Reckwitz

Michel Foucaults Studie *Überwachen und Strafen* liefert im Kern die Analyse einer Sichtbarkeitsordnung.¹ Dadurch ist sie sowohl aktuell als auch überholt. Aktuell ist das Buch dadurch, dass sich Foucaults Analytik einer spezifischen Ordnung des Sichtbaren, wie er sie für die Disziplinargesellschaft durchgeführt hat, als Inspirationsquelle für die Rekonstruktion von Sichtbarkeitsordnungen der spätmodernen Gegenwartsgesellschaft nutzbar machen lässt. Zugleich ist eine solche Aktualisierung aber auch dringend nötig: Denn die Gegenwartsgesellschaft folgt nicht mehr – das war Foucault 1975 durchaus schon bewusst –, zumindest nicht im Kern den Mechanismen des disziplinären Blicks. Damit stellt sich die Frage, die ich behandeln will: Wie haben sich die gesellschaftlichen Sichtbarkeitsordnungen seit dem Ende des 20. Jahrhunderts verändert? Welche Transformation des Sozialen ist damit einhergegangen?

Mein Ausgangspunkt lautet, dass im 20. Jahrhundert eine tiefgreifende Transformation der Strukturprinzipien, der kulturellen Legitimationsformen und der affektiven Erregungsstrukturen der Gesellschaft der Moderne als Ganze stattfindet, ein Strukturwandel, dessen Tragweite erst zu Beginn des 21. Jahrhundert wirklich erkennbar wird. Hatte die Moderne vom 18. Jahrhundert bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts flächendeckend einen Komplex der Rationalisierung verbreitet, so wird dieser seitdem mehr und mehr durch einen Komplex der Kulturalisierung überlagert (einiger seiner Bestandteile hatte ich an anderer Stelle etwas enger

1 | Vgl. Michel Foucault: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt a.M. 1991.

als ein Kreativitätsdispositiv bezeichnet).² Der *Rationalisierungskomplex* beherrschte die industriegesellschaftliche Moderne. Seine Merkmale hat der soziologische Diskurs klassisch in Max Webers Theorie der formalen Rationalisierung, mit anderer Akzentsetzung auch in Norbert Elias Theorie der Affektkontrolle beschrieben.³ Als Prozess der Rationalisierung verbreitet die Moderne Mechanismen der Zweck-Mittel-Rationalität, die in der Ökonomie, dem Staat oder der Wissenschaft auf gesellschaftliche Optimierung abzielt. Zentral für den Rationalisierungskomplex ist, dass er mit einer Schematisierung und Standardisierung von Subjekten und Dingen arbeitet: Sie sollen in Form normierter Serien allgemeinen Mustern entsprechen.

Der Komplex der Rationalisierung ist selbstverständlich in der Spätmoderne nicht verschwunden. Doch ist die Moderne der Gegenwart längst nicht mehr allein mit diesem begrifflichen Repertoire zu erfassen. Wenn ich die These vertrete, der Komplex der Rationalisierung sei schrittweise von einem solchen der Kulturalisierung überformt worden, meine ich damit, dass wir seit den 1980er Jahren einen Prozess beobachten können, in dem die Logik dessen, was in der klassischen Moderne das schmale und gesellschaftlich marginale kulturelle Feld ausmachte, in die Gesellschaft als Ganze hineinkopiert wird.⁴ Es dürfte klar sein, dass es sich im Zuge dieses Prozesses notwendig selbst wandelt. So wie ehemals für das kulturelle Feld im engeren Sinne, also das soziale Feld der Künste, ist für den *Kulturalisierungskomplex* der Spätmoderne kennzeichnend, dass sich im Zentrum des Sozialen nicht mehr die Herstellung und Nutzung von gleichförmigen oder identischen, versachlichten Objekten

2 | Vgl. Andreas Reckwitz: *Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung*, Berlin 2012.

3 | Vgl. Max Weber: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*, Tübingen 1980; Norbert Elias: *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*, Frankfurt a.M. 1976. Historisch findet die Rationalisierung ihren Höhepunkt in der »organisierten Moderne« von 1900 bis 1970, vgl. dazu auch Peter Wagner: *A Sociology of Modernity. Liberty and Discipline*, London 1994. Sie lässt sich auch mit den Etiketten der »Industriegesellschaft« und des »Fordismus« beschreiben.

4 | Zum kulturellen Feld die immer noch luzide Analyse von Pierre Bourdieu: »Der Markt der symbolischen Güter«, in: ders., *Kunst und Kultur. Schriften zur Kulturosoziologie*, Bd. 4, Frankfurt a.M. 2011, S. 15-96.

respektive die Interaktion mit gleichförmigen Subjekten befindet, sondern die Produktion und Rezeption von affektiv aufgeladenen Zeichen, Narrationen, Bildern und Performanzen sowie die Interaktionen mit singulären Subjekten. Drei Merkmale sind für den modernen Kulturalisierungskomplex generell kennzeichnend: die Publikumsorientierung, die enorme intensivierte Affektivität und die Orientierung an Singularitäten. Im Kern dieses Komplexes haben wir es mit einer Konstellation des Sozialen zu tun, in der sich die Subjekte als ein Publikum für sinnhaft und/oder sinnlich eindrucksvolle Objekte oder andere Subjekte versammeln und gleichzeitig in die Position einrücken, Performanzen vor einem solchen Publikum darzubieten. Sowohl Objekte als auch Subjekte werden hier nicht als Replikationen und Wiederholungen des Gleichen geformt wie im Rationalisierungskomplex, sondern als Singularitäten, dass heißt als nichtvergleichbare Besondere. Im Gegensatz zur emotional abgekühlten Versachlichung der Rationalisierung werden Objekte und Subjekte als solche Singularitäten in hohem Grade mit positiven Affekten der Faszination aufgeladen.

Vor dem Hintergrund dieser zentralen Unterscheidung zweier verschiedenartiger Dispositive lässt sich Foucaults Studie im Wesentlichen als Beitrag zu einer Analyse der klassischen Moderne der Rationalisierung verstehen. In Foucaults Analyse wird deutlich, dass Rationalisierung notwendigerweise mit Disziplinierungen der Subjekte arbeitet, die im Rahmen dessen stattfinden, was man eine *disziplinäre Sichtbarkeitsordnung* nennen kann. Zunächst will ich kurz und stark systematisierend auf die Merkmale dieser disziplinären Ordnung der Sichtbarkeit sowie auf zeitgenössische Aktualisierungen in Richtung einer post-disziplinären Visibilität eingehen, um sonach ausführlicher die Strukturmerkmale jener, dazu in vieler Hinsicht konträren, Sichtbarkeitsordnung des spätmodernen Kulturalisierungskomplexes herauszuarbeiten, eine – so meine Begrifflichkeit – *Sichtbarkeitsordnung der kompetitiven Singularitäten*. Aber auch diese Ordnung ist keineswegs das Ende der Geschichte, vielmehr will ich den Blick am Ende auf eine dritte Visibilitätsstruktur, die Politisierung der Sichtbarkeit, richten, die gerade in der kulturalisierten Spätmoderne als eine Art wiederkehrendes Störmanöver ihrerseits die Ordnung der kompetitiven Singularitäten herausfordert. Die Komplexität unserer gegenwärtigen Konstellation besteht darin, dass sich in ihr Elemente der post-disziplinären Sichtbarkeitsordnung mit der Sichtbarkeitsordnung kompetitiver Singularitäten und ebenso mit einer Politisierung

der Visibilität überlagern, womit sich alle drei Modi immer wieder und untergründig miteinander verbinden.

Was ist unter einer Sichtbarkeitsordnung zu verstehen?⁵ Ich will diesen Begriff in einem ganz allgemeinen Sinne verwenden und auf die Organisation von Aufmerksamkeiten beziehen, die sich in einem sozialen Komplex von Praktiken oder in einer Gesellschaft als Ganzer vollzieht.⁵ Jeder Komplex sozialer Praktiken organisiert Aufmerksamkeiten auf eine bestimmte Art und Weise: Er lässt bestimmte Subjekte, Dinge oder abstrakte Entitäten in den Fokus der Wahrnehmung und der Kommunikation treten, wobei andere solche Phänomene gleichzeitig abgeblendet werden. In dem von mir gemeinten Sinn bedeutet Sichtbarkeit demnach, dass bestimmte Phänomene zum Gegenstand von Wahrnehmung und Kommunikation allgemein werden, auch über den Sehsinn hinaus. Sichtbarkeitsordnungen umfassen also nicht nur die »visuelle Kultur« im engeren Sinne. Folglich stellen sich Sichtbarkeitsordnungen als Arrangements von wahrnehmenden und wahrgenommenen Subjekten, Artefakten, Wissensordnungen, Affekten und ganzen räumlichen Settings dar, in denen die Aufmerksamkeit auf bestimmte Weise gelenkt wird.

Während man für die traditionellen Gesellschaften von einer relativ strikten Regulierung der Räume des sozial Sichtbaren und Unsichtbaren ausgehen kann, findet mit dem Einbruch der Moderne nun eine erhebliche Erschütterung derartiger Aufmerksamkeitsanordnungen statt. Die teils schleichende, teils eruptive Rekonfiguration von Sichtbarkeitsordnungen vor allem seit dem Ende des 18. Jahrhunderts verläuft partiell ungeplant – etwa über den Weg von Medien- und Verkehrstechnologien⁶ –, während sich Foucault vor allem auf die *geplanten* Umstrukturierungen von Aufmerksamkeiten durch die Disziplinarinstitutionen und ihren panoptistischen Blick konzentriert hat. Diese disziplinäre

5 | Zum Begriff der Sichtbarkeit in diesem weiten Sinne vgl. Andrea Mubi Brighenti: *Visibility in Social Theory and Social Research*, Basingstoke 2010; Markus Schroer: »Visual Culture and the Fight for Visibility«, in: *Journal for the Theory of Social Behaviour* 44 (2014), S. 206-228; zum Begriff der Aufmerksamkeit Bernhard Waldenfels: *Phänomenologie der Aufmerksamkeit*, Frankfurt a.M. 2004; Jonathan Crary: *Aufmerksamkeit. Wahrnehmung und moderne Kultur*, Frankfurt a.M. 2002; Georg Franck: *Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf*, München 1998.

6 | Vgl. Jonathan Crary: *Suspensions of Perception: Attention, Spectacle and Modern Culture*, Cambridge 1999.

Sichtbarkeitsordnung ist charakteristisch für das, was ich am Anfang den Rationalitätskomplex der klassischen Moderne genannt habe. Auf der Grundlage von Foucaults Analyse lassen sich mehrere elementare Merkmale einer solchen disziplinären Sichtbarkeitsordnung herausdestillieren:

1. Der disziplinäre Blick ist asymmetrisch. Er richtet sich eindeutig von Beobachtern auf Beobachtete, wobei die Beobachter in der Regel Träger von Institutionen sind. Kennzeichnend für eine solche Asymmetrie ist, dass erstere möglichst viel von möglichst vielen der Sichtbarkeit aussetzen wollen, während letztere sich der aufgenötigten Sichtbarkeit potenziell entziehen wollen und entziehen würden, wenn sie denn könnten.
2. Die Beobachteten sind menschliche Subjekte, und zwar als Körper, weshalb sich deren Sichtbarmachung auf die Details ihres unmittelbaren körperlichen Verhaltens in bestimmten institutionellen Kontexten richtet.
3. Das Ziel dieses Arrangements ist eine Regulierung und Standardisierung des Verhaltens und seiner Produkte (z.B. Güter oder Schulleistungen), die mit entsprechenden Ge- und Verboten arbeitet. Diese Orientierung am Normalen kann eine Individualisierung in bestimmter Form bedeuten, also: eine normalistische Individualisierung ansteuern, die Abweichungen vom gewünschten Normal- oder Idealfall (z.B. Schulnoten) misst und unter ihre Kontrolle bringt. Hier wird gerade nicht das Besondere des Subjekts prämiert – wie später in einer Kultur der Singularitäten –, sondern entlang einer Skala die Differenzen zwischen den Leistungen der Subjekte abgemessen, für die es einen eindeutigen Maßstab des Besseren und Schlechteren gibt. Die Individualisierung widerspricht also der Standardisierung nicht, sondern bestätigt sie.

Ergänzen will ich 4. den affektiven Aspekt der Sichtbarkeitsordnung des Rationalisierungskomplexes, der bei Foucault eher am Rande angedeutet bleibt: Idealerweise arbeitet die Disziplinarmacht – ganz anders als etwa das Spektakel der öffentlichen Folter – mit einer Abkühlung der Affekte: der panoptische Blick ist ein »kalter« Blick, aber auch – anders als der voyeuristische – ein erregungsfreier Blick. Auf der Seite des Beobachteten sind jedoch auch im Disziplinarregime Affekte im Spiel. Mit der Angst

vor der Bestrafung, dem Gefühl der Schuld angesichts des Versagens und schließlich den physischen Schmerzen im Falle der Sanktion herrschen hier aber *negative* Affekte. Sie können sich in manchen Fällen zwar in eine Lust am Verbotenen und Heimlichen oder gar in die Lust an der Unterwerfung umkehren, der auf der anderen Seite eine sadistische Lust an der disziplinierenden Beherrschung entspricht – diese Umkehrungen bestätigen jedoch die Regel der negativen Affektivität.

Nun ist die Sichtbarkeitsordnung der Disziplinargesellschaft durchaus kein historisches Phänomen, das sich auf die frühe Moderne des 18. Jahrhunderts begrenzen ließe. Im Gegenteil erhält sie um 1900 mit dem Taylorismus und der Managementrevolution in Richtung korporatistischer Großbetriebe einen zweiten, entscheidenden Schub.⁷ Der Gipfel des Rationalisierungskomplexes wird erst Mitte des 20. Jahrhunderts mit dem entfalteten organisierten Kapitalismus und dem keynesianischen Wohlfahrtsstaat erreicht. Und auch in der spätmodernen Gesellschaft seit den 1970er und 80er Jahren finden sich Fortführungen des disziplinären Regimes, wie sie die *surveillance studies* herausgearbeitet haben.⁸ Besonders hervorzuheben sind hier jedoch jene Weiterentwicklungen des disziplinären Regimes im Zuge der medialen Digitalisierung, die zugleich einen beträchtlichen Strukturwandel in Richtung eines *post-disziplinären* Blicks mit sich bringen. Das *quantified self* und Praktiken des *data tracking* im Internet liefern hier zwei bezeichnende, aktuelle Beispiele.

In der Bewegung des *quantified self*, in der eine permanente Beobachtung und vergleichende Quantifizierung etwa der eigenen Körperfunktionen und Körperwerte zum Zwecke der Gesundheitskontrolle und Fitnesssteigerung erfolgt, wird eine Struktur deutlich, in der einerseits die Reichweite der Verhaltensbeobachtung gewissermaßen ins Innere des Körpers ausgedehnt wird. Zugleich wird die kontrollierende Fremdbeobachtung vollständig durch die Selbstbeobachtung des Subjekts ersetzt, die dem Ziel einer Selbstoptimierung folgt. Diese Selbstoptimierung arbeitet

7 | Vgl. Yehonda Shenhav: *Manufacturing Rationality. The Engineering Foundations of the Managerial Revolution*, Oxford 1999.

8 | Vgl. Niels Zurawski (Hg.): *Surveillance Studies. Perspektiven eines Forschungsfeldes*, Opladen 2006.

affektiv weniger mit Angstmechanismen als mit positiven Affekten der Selbstvervollkommenung.⁹

Demgegenüber ist das *data tracking* im Internet, das algorithmisch-anonym etwa durch Firmen geschieht, die Konsumprofile herausfinden wollen, um gezielte Konsumangebote machen zu können (oder Risikoprofile zu erstellen), anders aufgebaut.¹⁰ Hier handelt es sich weiterhin um eine anonym-maschinisierte Fremdbeobachtung, die jedoch – das ist entscheidend – *nicht* auf Verhaltensregulierung abzielt, sondern beobachtend Verhalten konstatiert und aufzeichnet, um gerade die *Singularität* des einzelnen Profils nachzuvollziehen und darauf adaptiv eingehen zu können. Mit dem Begriff der Singularität anstelle des traditionsreichen Begriffs des Individuellen will ich die offen zu Tage liegende Fabriziertheit des Besonderen umschreiben, die sich zudem auf unterschiedliche Entitäten, auf Objekte wie auf Subjekte beziehen lässt.¹¹ Die Besonderheit wird hier nicht als ein Unteilbares vorausgesetzt, vielmehr setzt sie sich aus der Unzahl einzelner Kaufakte und Besuche einzelner Internetseiten gewissermaßen kompositorisch zusammen. Während die disziplinäre Regulierung die Gleichförmigkeit fordert, konstatiert die post-disziplinäre Sichtbarkeitsordnung die Singularitäten und reagiert auf sie mit singular angepassten Offerten oder Zurückweisungen.

Post-disziplinäre Sichtbarkeitsordnungen sind also auch für die späte Moderne weiterhin von Bedeutung. Im Rahmen des Kulturalisierungs- und Kreativitätskomplexes hat sich jedoch ein ganz anderes, ja konträr ausgerichtetes Sichtbarkeitsregime herauskristallisiert, das sich allerdings an manchen Stellen mit dem post-disziplinären Regime verzahnt. Diese Verschiebung wird am Schlagendsten deutlich in der konträren Haltung der Subjekte innerhalb der Ordnung. Wollte man sich dem panoptischen Blick am liebsten entziehen, will das Subjekt nun um nahezu jeden Preis Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Sichtbarkeit ist kein Schrecken mehr, sondern eine Verheißung, Unsichtbarkeit kein Sehnsuchtsziel

9 | Vgl. dazu etwa Stefanie Duttweiler (Hg.): *Leben nach Zahlen: Self-Tracking als Optimierungsprojekt?*, Bielefeld 2016.

10 | Vgl. zu diesem Thema Ramón Reichert (Hg.): *Big Data. Analysen zum digitalen Wandel von Wissen, Macht und Ökonomie*, Bielefeld 2014.

11 | Vgl. zu diesem Konzept auch Igor Kopytoff: »The Cultural Biography of Things: Commoditization as Process«, in: Arjun Appadurai (Hg.), *The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective*, Cambridge 1986, S. 64–91.

mehr, sondern der soziale Tod. Als Vorgeschichte dieser Entstehung einer Sichtbarkeitsordnung kompetitiver Singularitäten lässt sich Leo Braudys detaillierte Studie *The Frenzy of the Renown* lesen.¹² Sie präsentiert eine Kulturgeschichte jener Strukturen, die von der Antike bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts Berühmtheit bedingt haben. Brady arbeitet als die eigentliche Zäsur zur Moderne die Entstehung des modernen Künstlers heraus. War öffentliche Berühmtheit zuvor im Wesentlichen an die Träger offizieller staatlicher oder kirchlicher Ämter geknüpft, besteht der dramatische Bruch darin, dass mit dem modernen Künstler – ganz unabhängig von seinem Herkunftsmilieu, nur durch seine vorgeblich genialen künstlerischen Leistungen – der rasche Aufstieg von der Unbekanntheit in die Arena der Sichtbarkeit der interessierten Öffentlichkeit möglich ist. Der Blick des Publikums auf den Künstler ist kein disziplinierender, sondern ein faszinierter von höchster Erregungsintensität. Was am Künstler interessiert, ist gerade seine Besonderheit, sein unvergleichliches Werk. Und der Künstler selbst erstrebt eine solche Sichtbarkeit, da er nur so die Kunstinteressierten erreichen kann.

Für das frühmoderne kulturelle Feld ist somit eine neuartige, nicht-disziplinäre Sichtbarkeitsordnung kennzeichnend – freilich ist sie zunächst noch auf ein gesellschaftlich höchst schmales Segment begrenzt. Wie lässt sich die Verbreitung einer daran angelehnten, aber auch noch einmal deutlich allgemeiner orientierten umfassenden Sichtbarkeitsordnung kompetitiver Singularitäten im Laufe des 20. Jahrhunderts im Rahmen des Kulturalisierungskomplexes und seines Kreativitätsdispositivs erklären? Zwei Rahmenbedingungen sind hier entscheidend: Die erste ist die medientechnologische, zunächst in den technischen audiovisuellen Medien, anschließend mit der digitalen Kultur des Internet. Medien wie Film, Rundfunk und Fernsehen – verknüpft mit der Massenpresse – ermöglichen seit 1900 technisch eine massenhafte Sichtbarkeit von einzelnen Personen, die weit über das klassische kulturelle Feld hinausgeht. Damit ist der Kontext benannt, in dem sich das moderne System der Stars ausbildet. Die *broadcast*-Medien sind freilich asymmetrisch strukturiert: Der Masse des Publikums steht die kleine Gruppe der Stars gegenüber. Mit dem Internet wird seit den 1990er Jahren demgegenüber

12 | Leo Brady: *The Frenzy of Renown. Fame and Its History*, New York 1986; vgl. auch Andreas Reckwitz: *Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung*, Berlin 2012, S. 239-268.

erstmal eine technologische Plattform für Bilder und Texte geschaffen, auf der das Publikum selbst immer auch zum Produzenten werden kann. Eine letztlich quantitativ unbegrenzte Veröffentlichung von Bildern und Texten, auch über Personen, wird möglich. Nun kann potenziell jedes Subjekt eine Sichtbarkeit seiner Person und seiner mehr oder minder elaborierten Werke herzustellen versuchen, vor allem über die *social media* wie Facebook, Youtube oder Twitter, über Dating- oder Berufsportale, Blogs etc.¹³

Die zweite Rahmenbedingung für die Sichtbarkeitsordnung der kompetitiven Singularitäten ist in der Transformation des Kapitalismus zu einer im Kern kulturellen oder ästhetischen Ökonomie zu suchen. Anders als im Fordismus mit seinen standardisierten Massenprodukten setzt der kulturell-ästhetische Kapitalismus auf eine – wie es der französische Wirtschaftssoziologe Lucien Karpik nennt – »Ökonomie der Singularitäten«: auf Güter und Dienste mit einem primär kulturellen – ästhetischen oder hermeneutischen – Wert, so dass das einzelne Gut – von der Urlaubsreise über die Armbanduhr bis zum Coaching – nicht ohne weiteres durch ein anderes austauschbar erscheint.¹⁴ Die ökonomischen Märkte haben damit mehr und mehr die spezifische Struktur von Märkten für kulturelle Güter. Sie sind hyperkompetitiv und dadurch gekennzeichnet, dass eine Überproduktion kultureller Güter mit jeweils neuartigen und in der Nachfrage höchst unberechenbaren kulturellen Qualitäten stattfindet und diese Güter sich im Aufmerksamkeitswettbewerb um ein notwendig begrenztes Publikum befinden, das seine knappen Aufmerksamkeitsmöglichkeiten in hohem Maße ungleich verteilt. Zwischen den singulären Objekten – und den mit ihnen verbunden Organisationen oder Individuen – auf den kulturellen Märkten, die die Art von *Nobody Knows*-Märkten mit extremer Ungewissheit annehmen, herrscht folglich ein ausgesprochen heftiger Kampf um Sichtbarkeit.¹⁵

13 | Vgl. zu letzterem José van Dijck: *The Culture of Connectivity. A Critical History of Social Media*, Oxford 2013.

14 | Vgl. Lucien Karpik: *Mehr Wert. Die Ökonomie des Einzigartigen*, Frankfurt a.M., New York 2011.

15 | Vgl. dazu auch Pierre-Michel Menger: *Kunst und Brot. Die Metamorphosen des Arbeitnehmers*, Konstanz 2006; Pierre-Michel Menger: *The Economics of Creativity. Art and Achievement under Uncertainty*, Cambridge 2014; Richard E. Caves: *Creative Industries. Contracts between Art and Commerce*, Cambridge 2000.

Was sind nun die Strukturmerkmale der Sichtbarkeitsordnung der kompetitiven Singularitäten im Unterschied zur klassisch-rationalistischen Foucault'schen Sichtbarkeitsordnung der Disziplinierung? Ich fasse sie wiederum thesenartig zusammen:

1. In der neuen Sichtbarkeitsordnung ist das Verhältnis zwischen Beobachtern und Beobachteten prinzipiell nicht mehr asymmetrisch, sondern *symmetrisch*: Im Prinzip kann jeder Beobachter, kann jeder Publikum sein – und im Prinzip kann jeder auch zum Beobachteten werden. Die beiden Subjektpositionen sind für den Einzelnen daher prinzipiell austauschbar: Abwechselnd kann er/sie zum Subjekt oder Objekt von Aufmerksamkeit avancieren. Der Beobachterstatus kommt hier nicht privilegierten Institutionen zu, sondern ist ein generalisierter innerhalb der mobilen Öffentlichkeit. Die prinzipiell universale Struktur der Beobachtung ist in ihrer faktischen Ausformung jedoch in hohem Maße unberechenbar. De jure existiert eine Symmetrie der Aufmerksamkeit, de facto jedoch eine dynamische Asymmetrie: Kennzeichnend ist die Dynamik eines aufmerksamkeitsökonomischen Wettbewerbs der Beobachteten um die Gunst des Publikums. Er führt zu höchst ungleichen Positionen zwischen den wenigen mit erhöhter und jenen vielen mit verminderter Sichtbarkeit. Diese *Aufmerksamkeitsasymmetrien*, die Gewinner und Verlierer schaffen, lassen sich auch quantitativ etwa in Form von Rankings abbilden.

2. Der Wettbewerb um überregionale Sichtbarkeit – ob nun in einem begrenzten professionellen Kontext, einem beruflich-privaten Freundschaftsnetzwerk oder in einer populären nationalen oder gar internationalen Arena – ist das grundsätzlich Neue: Die Subjekte in der Disziplinargesellschaft wurden in jeweils begrenzten Lokalitäten jedes für sich zur Sichtbarkeit gezwungen, im Kulturalisierungskomplex findet hingegen eine aktive, gewollte Konkurrenz um Aufmerksamkeit statt: *Das Subjekt begehrt, gesehen zu werden*. Dieses Begehren setzt sich entsprechend in einen permanenten Vergleich der Beobachteten untereinander um. Verglichen werden freilich nicht mehr die sachlichen Leistungen vor dem Hintergrund eines fixen Maßstabs des Richtigen, sondern der Erfolg auf dem Aufmerksamkeitsmarkt.¹⁶ In einem zweiten Schritt kann dieses

16 | Vgl. zur Differenz zwischen Leistung und Erfolg Sighard Neckel: *Flucht nach vorn. Die Erfolgskultur der Marktgesellschaft*, Frankfurt a.M. u.a. 2008.

Begehren nach Sichtbarkeit sich damit in den sozialen Zwang verwandeln, gefälligst »präsent« zu sein, um nicht soziale Nachteile beruflicher oder privater Art zu riskieren.

3. Das, was sich dem Blick des anderen bewusst und begierig aussetzt, sind nicht mehr die Details körperlichen Verhaltens wie im Disziplinarregime; das Objekt der Sichtbarkeitsordnung ist vielmehr das laufend aktualisierte »Profil« des Subjekts und seine immer wieder neuen *kulturellen Produkte*, die von der Welt oder von sich selbst handeln: die *news* auf den Facebook-Accounts, Blogs oder Tweets, Youtube-Videos, aber auch beruflich relevante Texte oder andere Arbeiten, Dokumentationen, soziales Engagement, Links oder Fotos, die für einen wichtig sind oder als wichtig wahrgenommen werden sollen. Was beobachtet wird, ist also nicht nacktes Verhalten, sondern eine *Selbstinszenierung*, die sich aus kulturellen Artefakten zusammensetzt, die »etwas über das Subjekt aussagen«.

4. Wenn das Ziel des disziplinären Blicks darin bestand, schematisiertes, gleichförmiges Verhalten hervorzubringen, so ist der – subjektive oder institutionelle – Blick der kompetitiven Aufmerksamkeitskultur auf der Suche nach dem *Singulären*. Interessant ist nur, was singulär ist, das heißt was unvergleichlich, anders, kreativ oder originell scheint: dies gilt für Objekte wie die Artefakte der kulturellen Märkte ebenso wie für die Subjekte, die sich präsentieren. Nur wer in seiner Singularität den Beobachter zu affizieren vermag, hat eine Chance, in den Scheinwerfer der Sichtbarkeit zu geraten.

5. Während die Affektstruktur der Disziplinargesellschaft eine der affektiven Abkühlung und zugleich eine der negativen Affekte der Angst, der Schuld und des erwarteten physischen Schmerzes war, basiert die Sichtbarkeitsordnung der kompetitiven Singularitäten im Kern auf intensiven *positiven, anziehenden Affekten*: Das schauende Subjekt begibt sich auf die Suche nach Reizen und Erlebnissen, das angeschaute Subjekt wird von dem Verlangen nach Anerkennung und Bewunderung angetrieben. Singularitäten in ihrer Performanz sind ein Ort des Enthusiasmus, der vom Starkult bis zum Markenkult reicht. Allerdings können die notwendig ungleichen Resultate der Aufmerksamkeitsökonomie zugleich eine komplizierte Struktur negativer Affekte installieren, vor allem von Aggression und Wertlosigkeitsgefühlen angesichts einer als mangelhaft

wahrgenommenen eigenen Sichtbarkeit und als maßlos empfundener Aufmerksamkeiten, die wenige andere genießen. Die Eskalation von *hate speech* in den *social media* lässt sich nicht zuletzt als eine Reaktion der sichtbarkeitsökonomisch zu kurz Gekommenen gegenüber der sichtbarkeitsökonomischen Prominenz (dem vermeintlichen Establishment der »Meinungselite« beispielsweise) interpretieren.

Die Sichtbarkeitsordnung der kompetitiven Singularitäten, die sich in den letzten Jahrzehnten herauskristallisiert, hat damit die panoptistische Sichtbarkeitsordnung zwar nicht vollständig abgelöst, doch bildet sie mittlerweile eine großflächige eigene Struktur, in der sich die Überlagerung des gesellschaftlichen Rationalisierungskomplexes durch einen Kulturalisierungskomplex manifestiert. Der Unterschied zwischen beiden ist erheblich: Das Subjekt, das in die Sichtbarkeit gezerrt wird, steht jenem gegenüber, das begehrt, gesehen zu werden. Die Standardisierung des Subjekts kontrastiert mit der Arbeit an der Singularität. Der Leistungsmessung steht die Erfolgsökonomie der Aufmerksamkeit gegenüber, der im Kern negativen, abschreckenden die im Kern positive, hervorlockende Affektstruktur. Allerdings sind mit dieser Gegenüberstellung die historisch bisher möglichen Sichtbarkeitsordnungen noch nicht erschöpft. Eine dritte Konstellation will ich abschließend andeuten: die *Politisierung der Sichtbarkeit*.

Politisierungen von Sichtbarkeit bilden keinen machtvollen und großflächigen Komplex, der mit dem Panoptismus oder den kompetitiven Singularitäten wetteifern könnte. Eher handelt es sich um eine temporäre Herausforderung beider genannter Sichtbarkeitsregime, die als eine Art gelegentliches Störfeuer agiert. Wo Sichtbarkeit politisiert wird, werden die Grenzen zwischen bisher Sichtbarem und Unsichtbarem öffentlich thematisiert. Ein Kampf um die Sichtbarkeit von Kollektiven entsteht, gewissermaßen um eine strittige »Aufteilung des Sinnlichen« (J. Rancière).¹⁷ Wenn das Politische im Gegensatz zur institutionellen Politik bedeutet, dass Kontingenzen geöffnet und das scheinbar Alternativlose zum Gegenstand der Auseinandersetzung wird, dann stellen

17 | Jacques Rancière: *Die Aufteilung des Sinnlichen. Die Politik der Kunst und ihre Paradoxien*, Berlin 2006; vgl. dazu auch Andrea Mubi Brighenti: *Visibility in Social Theory and Social Research*, Basingstoke 2010, S. 45-53.

Sichtbarkeitskämpfe Orte des politischen Konflikts *par excellence* dar.¹⁸ Regelmäßig sind es gesellschaftliche Minderheiten, die diesen Kampf führen, weshalb die amerikanische Bürgerrechtsbewegung der Schwarzen in den 1950er und 60er Jahren – die 1947 durch Ralph Ellisons bezeichnend *Invisible Man* überschriebenen Roman munitioniert wurde –¹⁹ als prominentes historisches Beispiel für eine Sichtbarkeitspolitisierung gelten kann. Interessanterweise hantieren diese Sichtbarkeitspolitisierungen sehr häufig mit dem Medium des Bildes, das heißt, auch und gerade der visuellen Sichtbarkeit im engeren Sinne: es geht darum »Gesicht zu zeigen«. Besonders aufschlussreich für die Politisierung der Sichtbarkeit ist die internationale Schwulen- und Lesbenbewegung, die nach den *Stonewall Riots* 1969 einsetzt. Aufschlussreich ist diese soziale Bewegung deshalb, weil sich in ihr im Laufe des 20. Jahrhunderts eine komplette Umkehrung der Strategien im Umgang mit Aufmerksamkeit beobachten lässt.²⁰ Zu Beginn des 20. Jahrhunderts sind männliche Homosexuelle in erheblichem Maße einem disziplinären, in mancher Hinsicht auch biopolitischen Blick ausgesetzt: Sie werden mit dem Ziel der Bestrafung des abweichenden sexuellen Verhaltens – durch staatliche Kontrolle, aber auch in den Massenmedien – in die Sichtbarkeit gezerzt, was sich in einer ganzen Reihe öffentlicher Outing-Skandale in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts manifestiert. Auf den disziplinären Blick reagiert die gesellschaftlich pathologisierte sexuelle Minderheit zunächst größtenteils mit einer Diskretionsstrategie, das heißt, mit der Strategie, möglichst unsichtbar zu bleiben und sich auf eine entsprechende Subkultur zu beschränken. Seit den 1970er Jahren wird diese Strategie jedoch komplett umgekehrt: Nun geht es darum, zum Beispiel über öffentliche Demonstrationen, aber auch vermittels der Medien offensiv wahrgenommen zu werden: es geht darum, Gesicht zu zeigen. Dieser Kampf um Sichtbarkeit existiert wiederum in zwei Versionen: eine, die auf Differenz,

18 | Natürlich kann man den Begriff der Politisierung von Sichtbarkeit auch auf andere Bereiche jenseits der Subjekte beziehen, in denen es nicht um die Sichtbarkeit von Kollektiven, sondern um die Sichtbarkeit von Themen und Zusammenhängen geht, die bisher nicht thematisiert wurden. Dort liegt wiederum eine andere Sichtbarkeitsstruktur vor.

19 | Ralph Ellison: *Invisible Man*, New York 1952.

20 | Vgl. Robert Aldrich: *Gay Life and Culture. A World History*, London 2006; Sabine Hark: *Deviant Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität*, Opladen 1996.

die andere, die auf Gleichheit setzt. Während in den 1970er Jahren, in der ersten Phase der neuen Schwulenbewegung öffentlich vor allem das Anderssein gegenüber der heteronormativen Ordnung demonstriert wird, geht es vor allem im Rahmen der Bewegung um die Eheöffnung für gleichgeschlechtliche Paare seit den 1990er Jahren international zunehmend darum, offensiv die Gleichheit aller Subjekte – der Mehrheit wie der Minderheit – zu markieren, um so Gleichberechtigung zu erlangen – ganz ähnlich der schwarzen Bürgerrechtsbewegung.²¹

Die Politisierung der Sichtbarkeit als dritte Sichtbarkeitsordnung hat damit eine eigenständige Struktur, die sich sowohl vom disziplinären Blick als auch von der Ordnung kompetitiver Singularitäten unterscheidet. Der Ausgangspunkt ist nun eine gesellschaftliche Asymmetrie der Aufmerksamkeit, die überwunden werden soll. Da die Unsichtbarkeit einer Gruppe gleichbedeutend mit mangelhafter gesellschaftlicher Anerkennung ist, gilt es mit Hilfe *politischer Visibilisierungsstrategien* Aufmerksamkeit zu gewinnen. So wie in der Konstellation der kompetitiven Singularitäten ficht auch die Politisierung von Sichtbarkeiten einen Kampf um Aufmerksamkeit aus. Beiden ist im Kontrast zum Disziplinarregime gemeinsam, dass Unsichtbarkeit das Problem und der Wunsch nach Sichtbarkeit die Lösung ist. Es ist deswegen auch kein Zufall, dass sich beide Regime häufig im gleichen massenmedialen Rahmen abspielen. Doch hat der Kampf im Falle der Politisierung eine signifikant andere Struktur: Von Seiten derjenigen, die sich um Sichtbarkeit bemühen, geht es nicht um das Wahrnehmen von spektakulärer Singularität des Einzelnen, sondern um die Anerkennung von Gleichheit. Dabei hat Gleichheit einen doppelten Sinn: Die Gleichheit innerhalb eines Kollektivs – in dem eben alle schwarz oder alle schwul beziehungsweise lesbisch sind – soll ebenso sichtbar werden wie eine extra-minoritäre, geforderte Gleichheit, das heißt die Gleichberechtigung gegenüber der Mehrheitsgesellschaft. Während sich das Individuum in der Ordnung der kompetitiven Singularität als singular präsentiert, als anders, um in den Genuss der gesuchten

21 | Natürlich ist der historische Verlauf komplizierter: Die Sichtbarkeitsstrategie nach 1969 wird in Deutschland durch die Sexualreformbewegung der 1920er vorbereitet, die bereits früh die Diskretionsstrategie durchbricht. Dem Gleichberechtigungsstreben seit den 1990ern steht wiederum die Opposition einer radikaleren queer-Bewegung gegenüber, die offensiv auf Differenz gegen Heteronormativität und »Homonormativität« setzt.

Aufmerksamkeit zu kommen, geht es nun darum, als sichtbar werdendes Kollektiv auf eine gemeinsame Lebenssituation aufmerksam zu machen.

Sichtbarkeit ist in diesem Kontext kein eigenständiges Kriterium sozialen (Aufmerksamkeits-)Erfolges, sondern Mittel zum (politischen) Zweck. Paradoxerweise zielt die Sichtbarmachung nun nicht darauf ab, sich vom Gleichen durch eine Differenz abzuheben, sondern umgekehrt darauf, das in der Mehrheitskultur als different wahrgenommene als gleichartig und damit der Anerkennung würdig zu demonstrieren. Die Politisierung von Sichtbarkeiten, die gegenwärtig an vielen Orten bedeutsam geworden ist, und bei der es um derart unterschiedliche Gruppen wie Transgender-Personen, Depressive oder behinderte Subjekte gehen kann, nutzt gewissermaßen die gleiche mediale Hardware wie die Ordnung kompetitiver Singularitäten, sie bespielt sie jedoch anders – und teilweise vermischt sie sich auch mit ihr. Denn natürlich: Die politische Sichtbarkeit von bisher unsichtbaren Kollektiven konkurriert mit der Vielzahl der kompetitiven Singularitäten um die gleiche knappe Ressource öffentlicher Aufmerksamkeit.

Somit ergibt sich in der Gegenwartsgesellschaft eine komplexe Gemengelage von Sichtbarkeitsordnungen, die weit über das disziplinäre Blickregime hinausgeht, das Foucault für das 18. Jahrhundert im Auge hatte. Die historisch folgenreiche Überlagerung des klassischen Komplexes der Rationalisierung und Disziplinierung durch jenen der Kulturalisierung und Singularisierung hat zur Entstehung einer – medientechnologisch wie ökonomisch gestützten – Sichtbarkeitsordnung kompetitiver Singularitäten geführt, die immer wieder durch eine Politisierung der Sichtbarkeit herausgefordert wird. War Sichtbarkeit zunächst erzwungen, wurde notfalls gegen den Willen der Individuen auch gewaltsam durchgesetzt, so wird sie jetzt von den Individuen begehrt. Zugleich ist sie auf komplizierte Weise und indirekt aber auch wieder erzwungen: Zwar wird man nicht mehr in die Sichtbarkeit selbst gedrängt, jedoch zu einer Strategie genötigt, nach Sichtbarkeit zu streben, um als Individuum respektive als Kollektiv sozial existieren zu können. Das alte Ideal, sich dem aufdringlichen, permanenten Blick würdevoll zu entziehen, kann vor diesem Hintergrund in der Spätmoderne nur blankes Unverständnis hervorrufen.

